

Deutsche Sprache und Literatur an den Universitäten Wittenberg und Halle (1502–1945)

von Manfred Lemmer

An den Stätten der höheren Bildung in Deutschland haben es die Muttersprache und die deutsche Literatur (sowohl als Kommunikationsmittel als auch als Lehr- und Forschungsgegenstand) bis in die Neuzeit hinein schwer gehabt. Man bedenke, daß es bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts deutsche Universitäten gab, die Dissertationen noch in lateinischer Sprache forderten. Obgleich der Humanismus nicht nur eine Verehrung der Antike predigte, sondern – namentlich seit der Entdeckung der „Germania“ des Tacitus – zur Entwicklung eines Nationalbewußtseins beigetragen hat und einzelne seiner Repräsentanten sogar die Meinung vertraten (und vereinzelt in die Praxis umsetzten), daß sich die Wissenschaften auch in der Muttersprache vermitteln ließen, hatte das Deutsche „intra muros universitatis“ keine Chancen. Christian Thomasius gilt in der Regel als derjenige, der um 1700 die Macht des Lateins als Gelehrtensprache gebrochen hat. Es heißt nicht, ihm diesen Ruhm streitig zu machen, wenn man darauf hinweist, daß schon 1501 der Humanist Tilman Heverlingh in Rostock über den römischen Satiriker Juvenal vermutlich auf Plattdeutsch (denn eine deutsche Gemeinsprache gab es noch nicht, und Rostock liegt im niederdeutschen Sprachgebiet) Vorlesung hielt. Auch von Theophrastus Bombastus von Hohenheim (bekannt als Paracelsus) wird berichtet, daß er 1526/27 an der Universität Basel in deutscher Sprache las, und im übrigen bediente er sich des Deutschen in zahlreichen seiner naturwissenschaftlich-medizinischen und theologisch-philosophischen Schriften.¹ Dies sind freilich die sprichwörtlichen Schwalben gewesen, die noch keinen Sommer machen.

1. Wittenberg

Bald nach ihrer Gründung hatte die junge Universität Wittenberg die Fesseln der scholastischen Lehrprogramme abgeworfen und zwischen 1518 und 1521 eine Reform der Artistenfakultät durchgeführt, die im wesentlichen getragen wurde von Vorschlägen Martin Luthers und Karlstadts (eigentlich Andreas Rudolf Bodenstein) in einem Gutachten für den Kurfürsten (11.3.1518) und durch die aufsehenerregende Antrittsvorlesung („De corrigendis adolescentiae studiis“, 29.8.1518) des gerade als Gräzist nach Wittenberg berufenen 21jährigen Philipp Melanchthon.² Sie war der Generalangriff gegen die Scholastik und ein leidenschaftliches Plädoyer für die neuen humanistischen Bildungsideale. Diese waren vor allem durch das Sprachenstudium bestimmt, um damit der humanistischen Forderung „ad fontes“ gerecht werden zu können. Gemeint waren dabei natürlich die drei „heiligen“ Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein. Am nötigsten war allen Universitätsangehörigen allerdings die Sprache der Römer, in der man Vorlesungen hörte, selbst reden und gegebenenfalls pu-

1 Vgl. Richard Hodermann, Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts. Diss. Jena 1891; ders., Christian Thomasius, seine Vorgänger und Nachfolger, in: Wiss. Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 1895, Heft 8.

2 Max Dorn, Melanchthons Antrittsrede von 1518, ein Bekenntnis und ein Appell zum Fortschritt, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. I, Wittenberg 1952, S. 141–148.

blizieren mußte. Für noch weniger fortgeschrittene Studenten wurde in Wittenberg ein Pädagogium gegründet, in dem Intensivunterricht in den Sprachen erteilt wurde. Den letzten Schluß in Latein sollten die Studierenden bei den Professoren für Poesie und Beredsamkeit bekommen. Die Kunst der Eloquenz wurde an den theoretischen Schriftstellern der Antike gelehrt und an den wichtigsten lateinischen Prosaikern eingeübt. Der Professor für Poesie hatte nicht nur die besten klassischen Autoren zu behandeln, sondern – selbst in lateinischem Dichten bewandert – mußte er den Studenten solche Fertigkeiten vermitteln, galten sie doch als notwendiger Bestandteil klassischer Bildung. Es war üblich, daß man sich bei offiziellen oder persönlichen Anlässen als Dichter präsentierte. Das taten nicht nur Artisten, sondern auch Vertreter der „höheren Fakultäten“ (Theologen, Juristen). Wer als gelehrter Poet brillierte, konnte zum Dichter gekrönt werden: *Poeta laureatus*.³

Die Eloquenz stand an der Universität als Teil der Wissenschaft in hohem Ansehen. Der Wittenberger Professor Otto Beckmann hat sie 1510 in einer akademischen Rede als „*omnium studiorum matrem et orbis moderatricem*“ bezeichnet.⁴ Die Muttersprache spielte an der Universität keine Rolle, und so gab es keinen Grund, sie zu pflegen und zu fördern. Sie hatte damit einen schlechteren Stand als die modernen Fremdsprachen Italienisch und Französisch, denn diese wurden an den Universitäten noch jahrhundertlang durch Sprachmeister vertreten.

Dies war die Lage, als Martin Luther an die Leucorea kam. Als er die humanistische Reform der Artistenfakultät forderte, hatte er die deutsche Sprache nicht im Sinne und noch ahnte er, welche Rolle sie sehr bald für ihn und seine Bibelwissenschaft spielen sollte. Je mehr er durch seine Widersacher in die Reformation hineingestoßen wurde, umso notwendiger mußte er – sollte sie nicht theologische Streitsache bleiben, sondern zur Angelegenheit aller Gläubigen werden – die Volkssprache in ihren Dienst ziehen. Es zeigte sich bei Luther wie auch anderen Gelehrten der Zeit, daß sie Schwierigkeiten im schriftlichen Umgang mit der Muttersprache hatten. Sie waren von Kind an gleichsam Lateiner geworden und mußten nun noch einmal in die Schule gehen – die der deutschen Sprache. Keiner von ihnen hat über sein Verfahren zur Gewinnung der besten deutschen Ausdrucksweise so ausführlich Rechenschaft gegeben und dabei so viel Einsicht in das Wesen seiner Muttersprache verraten wie Luther.

Wenn man an die stelzbeinigen Bibelübersetzungen vor Luther denkt, versteht man seine Begeisterung über Schriften, die ihm im Jahre 1516 untergekommen waren: Schriften des Mystikers Johannes Tauler und „*eyn geystlich edles Buchleyn*“ aus dem Deutschordenshaus Sachsenhausen (bei Frankfurt/Main), das er noch 1516 veröffentlichte. In der zweiten Ausgabe (1518) nannte er es „*Eyn deutsch Theologia*“. In seiner Vorrede dazu heißt es: „Ich danck Gott, das ich in deutscher Zungen meynen gott also hoere und finde, als ich und sie mit myr alher nit funden haben. widder in lateynischer, kriechischer noch hebreischer zungen.“ Am deutlichsten hat er sich in seinem „Sendbrief von Dolmetschen“ (1530) über seine Sprachprobleme beim Übersetzen der Bibel geäußert. Immer wieder fragt er nach der „rechten art deudscher sprach“, nach „rein und klar deutsch“, fragt, „welcher deudscher versteht solchs, sage mir aber/ob solchs auch gut deudsch sey?“ Er weiß, daß sich der Übersetzer von dem Joch des Lateinischen befreien muß, „denn die Lateinischen buchstaben hindern aus der massen seer/gut deudsch zu reden.“ Dazu gibt er überzeugende Beispiele. Im

³ Wolfram Suchier, Die in Wittenberg gekrönten Dichter von 1716–1806, in: Archiv für Sippengeschichte 1931, S. 412–415; Nachtrag von B. Bamberg, in: ebenda, 1932, S. 207.

⁴ Walter Friedensburg, Geschichte der Universität Wittenberg, Halle 1917, S. 73 Anm. 1.

„Sendbrief“ steht auch die viel zitierte Bemerkung: „man mus die mutter jhm hause/die kinder auf der gassen/dem gemeinen man auff dem marckt ... auf das maul sehen/wie sie [Hervorhebung i.O.] reden/vnd darnach dolmetschen.“

Das rechte Deutsch fand Luther auch in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redewendungen. „Es ist ein fein Ding umb proverbia germanica undt sind starkehe beweissung“ (Veranschaulichung), und in einem Brief an Wenzeslaus Link vom 2. März 1535 bekennt er, er wolle „auch an den Sprichwörtern lernen, deutsche Bücher zu schreiben“.⁵ In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre hatte er sich zu möglicher späterer Verwendung in seinen deutschen Schriften eine handschriftliche Sammlung von Sprichwörtern (489 Nummern) angelegt. Von solchen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten hat man in Luthers Bibelübersetzung und deutschen Schriften ca. 3.000 gezählt, wovon vieles in die Gemeinsprache eingegangen ist. Dasselbe gilt für Wörter, Wortbildungen und -prägungen oder Bedeutungswandel, ohne daß sich die meisten heutigen Sprecher dessen bewußt sind.⁶ Wenn Luthers Sprachschaffen auch notwendig aus seiner Reformation herausgewachsen ist, die keine Angelegenheit der Gelehrten, sondern eine des Volkes werden sollte, wenn sein Ringen um die „rechte Art deutscher Sprache“ also nur mittelbar mit seiner universitären Lehrtätigkeit zu tun hatte – die natürlich stets in Latein fortgeführt wurde – so ist seine einmalige Sprachtat nicht ganz von der Leucorea zu trennen, denn hier hat er gewirkt, und niemand hat ihn daran gehindert.⁷ Luthers Absicht war es allerdings nicht, Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache zu nehmen, sondern es ging ihm „nur“ darum, das Wort Gottes den Gläubigen auf die angemessenste Art nahezubringen, und es waren dabei durchaus pragmatische Überlegungen im Spiel. Aber vermöge seiner Sprachkraft ist das auf eine Weise gelungen, daß seine Bibel eines der größten deutschen Sprachkunstwerke geworden ist. Noch nie hatte eines Mannes Wort in Deutschland so viele Menschen erreicht. Lutherdeutsch hat sich wie ein breiter Strom durch die Jahrhunderte ergossen. Es war seinerzeit das beste Deutsch und galt auch lange noch dafür. Johannes Clajus hat es zum Maßstab seiner in lateinischer Sprache abgefaßten „Grammatica Germanicae linguae“ (1578, 11. Aufl. 1720) gemacht und auf dem Titelblatt der Erstausgabe vermerkt: „Ex bibliis Lutheri germanicis et aliis libri collecta“. Seine Grammatik des Deutschen war also eine Luthergrammatik, die interessanterweise auch im Unterricht an süddeutschen Gymnasien und Klosterschulen benutzt wurde.

Wenn Luthers Sprache auch allmählich veraltete und zum religiösen Soziolekt (mit seinem archaischen Klang) wurde und wenn die Schriftsprache andere Entwicklungswege ging, so blieb und bleibt sie doch eine reiche Schatzkammer, aus der sich Generationen von Deutschsprechenden und nicht zuletzt Dichter und Schriftsteller bedienen konnten und es getan haben.

In Italien gab es seit dem 15. Jahrhundert innerhalb von Sprachgesellschaften Bestrebungen, den Gebrauch der Volkssprache auch für Wissenschaft und schöne Literatur durchzusetzen. In den Niederlanden trieben namentlich nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft die „Rederijkerskamers“ einen wahren Kult der Muttersprache und setzten sich für deren

5 Weimarer Luther-Ausgabe, Band 51, S. 639 – Luthers Sprichwortsammlung, hrsg. von Rudolf Große, Leipzig 1983 (= Insel-Bücherei Nr. 674).

6 Dazu Manfred Lemmer, Lutherdeutsch und Gegenwartssprache, in: Sprachpflege (Leipzig) 32/11, S. 161–166; ders., Luther und die Folgen, in: Mitteldeutsches Jahrbuch 3, 1996, S. 15ff., bes. S. 23.

7 Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß die Wittenberger Buchdrucker kein geringes Verdienst an der Verbreitung der Luthersprache hatten, vgl. Hans Löffing, Universität, Buchdruck und Buchhandel in Wittenberg vornehmlich im 16. Jahrhundert, in: 450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Bd. 1, Wittenberg 1502–1817, Halle 1952, S. 377–390.

Pflege und rhetorische Durchformung ein. Man versuchte in solchen Kreisen, auch eine Renaissanceliteratur in der Muttersprache zu fördern. Von daher kamen Anregungen, die in Deutschland zur Gründung sogenannter Sprachgesellschaften führten. Deren erste und angesehenste war die „Fruchtbringende Gesellschaft“ (1617 in Weimar gegründet) mit Sitz in Köthen.⁸ Ein Mitglied war seit 1641 der Wittenberger, aus Dresden stammende Prof. August Buchner (1591–1661).⁹ Er folgte dem wegen seiner poetischen Begabung und seines Witzes berühmten, aber auch (als „lustiger Rat“, d.h. Spaßmacher am sächsischen Hof) berühmten Friedrich Taubmann (1565–1613), der seit 1595 den Lehrstuhl der Poesie an der Leucorea innehatte. Dieser wurde 1616 Buchner übertragen und 1632 mit der ordentlichen Professur der Beredsamkeit verbunden. Von Taubmann kam die Anregung für seinen Schüler, „in metricis“ Vergleiche zwischen den Reimgesetzen altfranzösischer und mittelhochdeutscher Dichtungen anzustellen.¹⁰

Buchner wußte sich eins mit den Zielen der deutschen Sprachgesellschaften. Größten Wert legte er auf die Sprache als Grundlage aller Bildung. „Mag einer noch so reiche und erlesene Kenntnisse besitzen, kann sie aber nicht in einer würdigen und geziemenden Sprache vorbringen, so ist das nicht viel anders als wenn er überhaupt nichts gelernt hätte“ (Epistola 440). Er gehörte zu den Zeitgenossen, die den Kampf gegen die Überfremdung der Muttersprache auf ihre Fahnen geschrieben hatten:

„Nicht weniger ist auch dieses bei einer reinen und zierlichen deutschen Rede in Acht zu nehmen, daß man sich aller lateinischen, französischen, welschen und dergleichen Wörter enthalte. Denn ob es zwar bräuchlich werden will, ein solches Gemenge zu machen, sonderlich bei den Höfen und denen Soldaten, da immer viel Eitelkeit vorzugehen pflegt und jeder groß und gesehen sein will, als wäre er vieler Sprachen kundig: so ist doch solches ganz ungegründet und tadelhaftig, gereicht auch nicht zur geringen Verkleinerung unserer Muttersprache, als wäre dieselbe so arm und unvermögen, daß sie von andern borgen müste, oder so grob und ungeschlacht, daß man nicht etwas so höflich und nett als in den andern vorbringen könnte, da sie doch in den beiden keiner Nation was sonderlichs zuvorzugeben hat, im Fall man sie recht braucht und übt, an Majestät aber und Ansehen denen meisten überlegen ist.“¹¹

Buchner wollte die „Würde der Musen“ bewahren und zielte insbesondere auf Erneuerung der deutschen Dichtung im Sinne einer Renaissanceliteratur, welche aus der neulateinischen Dichtung, die zu lehren Buchners Hauptamt in Wittenberg war, die besten Anregungen bekam. Er hat die gelehrte Dichtkunst in der Muttersprache zum Lehrfach gemacht sowohl durch eigenes Vorbild als auch durch praktischen Unterricht im Versemachen lateinisch und

8 Vgl. dazu Karl F. Otto Jr., Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Stuttgart 1972 (= Sammlung Metzler M 109).

9 Wilhelm Buchner, August Buchner, Prof. der Poesie und Beredsamkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken, Hannover 1863; Klaus Conermann (Hg.), Die Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ 1617–1650, Bd. III, Leipzig 1985, S. 417–419.

10 Über altdeutsche Interessen an der Universität Wittenberg von Taubmann an vgl. Sigmund von Lempicki, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, Göttingen 1920, S. 136–143. Es sei auch auf Martin Opitz verwiesen, der 1639 nach einer (jetzt) verlorenen Handschrift das „Annohied“ herausgab, ein kleines geistliches Epos (wohl noch) des 11. Jahrhunderts.

11 August Buchner, Anleitung zur deutschen Poeterey, Wittenberg 1665, S. 30.

deutsch (z.T. in Privatstunden). Als Dichtungstheoretiker trat er in die Fußstapfen von Martin Opitz, dessen „Teutscher Poeterey“ (1624) er seine „Anleitung zur deutschen Poeterey“ (1665) zur Seite stellte. Sie war ein Standardwerk, und dies für rund ein Jahrhundert. Die metrische Gestaltung der Poesie wollte er – über Opitz hinausgehend (der den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, d.h. die Verwendung von Jambus und Trochäus forderte) – durch Aufnahme des Daktylus bereichern, den der Nürnberger Dichter Georg Philipp Harsdörffer das „lieblichste Versmaß“ genannt hat und die „noch fast unbekannte Art deutscher Reime“. Dieses Eintreten für den antiken Versfuß hat Buchner den Namen „Vater des Daktylus“ eingetragen. Wer ihn zu dieser Zeit benutzte, dichtete „nach Buchner-Art“. Buchner, den manche Zeitgenossen über Martin Opitz stellten, war weit über die Leucorea hinaus eine Autorität in Fragen der deutschen Dichtkunst, und er hat eine große Zahl von dichtungsbeflissenen Studenten nach Wittenberg gelockt. Aus seiner „Schule“ sind einige namhafte Dichter und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts hervorgegangen.

Christian Gueintz (1592–1650)¹² war einer von ihnen. Als langjähriger Direktor des halleischen Stadtgymnasiums muß er seine Schüler so sehr für Sprache und Dichtung begeistert haben, daß acht von ihnen später als Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ zu finden sind, in die er selbst 1641 zusammen mit Buchner aufgenommen worden ist. Gleich Justus Georg Schottel ist er durch seine Sprachschriften in die Geschichte der deutschen Sprache eingegangen („Deutscher Sprachlehre Entwurf“, 1641; „Die Deutsche Rechtschreibung“, 1645). Vom Gymnasium in Halle ging Philipp von Zesen¹³ 1639 nach Wittenberg. Schon ein Jahr später legte er die erste Fassung seines dichtungstheoretischen „Deutschen Helikons“ vor, in dem er bereits für Buchners Daktylus plädierte. Zesen wollte mittun, dem „Vaterlande zu Ehren die Deutsche Poesie wieder zu erneuern und weiter fortzupflanzen“.¹⁴ Er gehört zu den bedeutendsten Dichtern und Schriftstellern des 17. Jahrhunderts.

Buchner-Schüler war auch der bekannte Dichter von Kirchenliedern und weltlichen volkstümlichen Liedern („Nun ruhen alle Wälder“), Paul Gerhardt (1607–1676). Weniger bekannt sind heute noch Johann Clajus d.J. (1616–1656), der neben Liedern dramatische Spiele verfaßt hat und durch seine geistlichen Texte zum Wegbereiter deutschsprachiger Oratorien geworden ist. Andreas Heinrich Buchholtz (1607–1671) hat als Epiker zwei heroisch-galante Romane hinterlassen. Balthasar Kindermann verfaßte meist lehrhafte geistliche Gedichte und David Schirmer ist als Lyriker eine Art Vorläufer anakreontischer Dichtung geworden. Schließlich hat Justus Georg Schottel (1612–1676),¹⁵ der größte Grammatiker („Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache“, 1663) des 17. Jahrhunderts, in Wittenberg zu Buchners Füßen gesessen. In den Gedankenbahnen seines Lehrers sehen wir ihn noch in seiner „Teutschen Vers – oder Reimkunst“ (1645).

Buchner war – so urteilte Richard Newald – „vielleicht die zentralste Gestalt in der Literatur des 17. Jahrhunderts“ und der „bedeutendste Vermittler formaler Bildung im 17. Jahrhundert“.¹⁶ Ein Jahrhundert zuvor hat schon Gervinus geschrieben: „Wittenberg war da-

12 Dazu Conermann, Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, Band III, S. 415–417.

13 Über Zesen und seine vielfältige Tätigkeit als Poet, Romanschriftsteller, Dichtungstheoretiker, Sprachreiner und Gründer einer eigenen Sprachgesellschaft („Deutschgesinnte Genossenschaft“, wohl 1643) vgl. Ferdinand van Ingen, Philipp von Zesen, Stuttgart 1970 (= Sammlung Metzler M 96). Ferner Conermann, Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, Bd. III, S. 663–669.

14 Philipp Zesen, „Deutscher Helikon“, 2. Aufl. 1641, S. 6.

15 Conermann, Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, Bd. III, S. 466–468.

16 Richard Newald, Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit (1570–1750), München 1951, S. 181f.

mals, was Leipzig im 18. Jahrhundert war; bei Buchner wurde wie bei Johann Christoph Gottsched und Christian Fürchtegott Gellert die deutsche Poesie im Hörsaal betrieben.¹⁷ Obgleich – wie schon gesagt – Latein als Gelehrtensprache fest gegründet war, gab es auch in Wittenberg zuweilen Lehrer, die – aus welchen Gründen auch immer – ein wenig wider den Stachel löckten. Noch vor den Erfahrungen des Thomasius in Leipzig war es dem Mathematikprofessor Christof Nothnagel¹⁸ offenbar kein so gräßlicher Gedanke wie den Leipziguern, im Hörsaal deutsch zu reden. Jedenfalls wollte er 1656 über angewandte Mathematik in der Muttersprache lesen. Das konnte er freilich nicht ohne Genehmigung des Landesherrn. Da er aber für sein Vorhaben schon den Kronprinzen Johann Georg II. gewonnen hatte, wurde sie ihm erteilt – und er bekam dazu noch eine besondere Vergütung! Diese Sondergenehmigung dürfte damit zusammenhängen, daß sich Nothnagel mit Festungsbau beschäftigte (er veröffentlichte 1659 ein Handbuch der Festungsbaukunst). Daran bestand in der Festungsstadt Wittenberg sicher großes Interesse. Hinzu kam, daß diese Vorlesung offen war für Leute, die nicht studiert hatten (auch Militärs); deshalb die deutsche Sprache. Darin war Nothnagel auch in diesem Punkte seinem Kollegen Thomasius voraus, der ebenfalls hallesche Bürger zu seinen Vorlesungen zuließ; sogar die Halloren sollen in seinem Hörsaal gesessen haben.

Ein Jahrhundert später – nun schon im Nachzug zu den in Halle eingetretenen Verhältnissen – erklärte 1750 der Philosophieprofessor J. G. Walther, daß er „in collegiis litterarum humaniorum und styli latini“ wie auch in „collegiis disputatoriis“ zwar regelmäßig das Latein anwende, daß er sich aber in allgemeiner Kirchengeschichte und im Naturrecht wechselweise des Lateinischen und des Deutschen bediene, „weil dergleichen Collegia vor alle Studierende sein müssen.“¹⁹ Das heißt vermutlich „für Hörer aller Fakultäten“, und das Deutsche wurde wohl benutzt, um die zugrunde gelegten Bücher, die vorgelesen wurden (daher „Vorlesung“!), passagenweise zu interpretieren. Das Wechseln in der Rede zwischen Latein und Deutsch scheint bei den Gelehrten beliebt gewesen zu sein. Luther hat es bekanntlich bei Tische getan, und Thomasius bekannte, er habe zuweilen in seiner deutsch gehaltenen Vorlesung „ein halb viertel Stündchen lateinisch parliert“.²⁰

Die Rolle, die die Muttersprache und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert in Deutschland allgemein und in Wittenberg unter Buchner und seinen Nachfolgern gespielt haben, zeigte sich daran, daß diese Fächer allmählich als Lehrgegenstände auch an der Leucorea mehr Berücksichtigung fanden, allerdings vor allem in Privatim-Vorlesungen. Dafür waren ex officio die Professoren für Poesie und Beredsamkeit zuständig, aber nicht alle betrieben dieses Geschäft mit großem Eifer. Christof Ludwig Crell,²¹ der 1725 aus Leipzig gekommen war und in Wittenberg – obgleich von Hause aus Jurist – von 1725 bis 1735 die ordentliche Professur der Poesie innehatte, las in diesem Zeitraum des öfteren über deutsche Literatur. Ihm selbst wurde „nicht geringe Stärke in der deutschen Dichtkunst“ und „in bonis literis“ nachgerühmt. Johann Heinrich Martius²² bot Lehrveranstaltungen über den „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ und „Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst“ – womit Gottsched großen

17 Georg Gottfried Gervinus, *Geschichte der deutschen Dichtung*, 5. Aufl., Band III, S. 320.

18 Friedensburg, *Geschichte*, S. 516.

19 Ebenda, S. 531.

20 „Summarischer Entwurf“, Vorrede Nr. 37 (Nr. 141 bei Rolf Lieberwirth, *Christian Thomasius ... Eine Bibliographie*, Weimar 1955 (= *Thomasiana*, Heft 2).

21 Friedensburg, *Geschichte*, S. 596; Wolfram Suchier, *Die beiden Deutschen Gesellschaften in Wittenberg (1738/40 und 1756/84)*, in: *WZ, Gesellschafts-Sprachwissenschaftliche Reihe*, VI, 1957, Heft 5, S. 830.

22 Friedensburg, *Geschichte*, S. 596.

ließ. Das deutet auf eine Erscheinung, die sich im 18. Jahrhundert an verschiedenen Universitäten zeigte. Deutsche Dichtung und Sprache standen immer nur am Rande des Lehrbetriebs. Thomasius war der Dichtung nicht abhold, er räumte ein, daß die Poesie recht nützlich und ergötzlich sei (man hört noch immer Horaz, „Ars poetica“ 333 und 343), eine Zierde des Gelehrten, aber „kein Theil der Gelehrsamkeit“. So kam es zur Gründung von Vereinen und Gesellschaften, in denen Poesie auf Liebhaberbasis behandelt wurde, größtenteils von *cives academici*. Gottscheds „Deutsche Gesellschaft“ (gegr. 1727) war für viele ein Vorbild.²³

In Wittenberg hörte man 1738 Klagen der Studenten, daß sich niemand um Pflege von Dicht- und Redekunst kümmere und ihnen darin Anleitung gebe. So wurde denn am Ort eine „Deutsche Gesellschaft“ gegründet,²⁴ in der man nicht nur andere literarische Arbeiten, sondern auch eigene kritisch besprach. Schließlich gab man ein eigenes Wochenblatt heraus, mit dem man sich an den sogenannten Moralischen Wochenschriften orientierte, besonders dem Hamburger „Patrioten“ oder dem Leipziger „Spektator“. Diese erste Wittenberger Gesellschaft bestand nur bis 1740, und ihre literarische Leistung und Wirksamkeit war nicht groß. Im Jahr 1756 wurde eine zweite gegründet, die sich seit 1758 „Deutsche Rednergesellschaft“ nannte und bis 1784 bestand. Ihr Stifter und Oberhaupt war Johann Daniel Tietz (Titius, 1729–1796), der 1756 aus Leipzig gekommen war, in Wittenberg die Professur der niederen Mathematik und 1761 das Lehramt der Physik übernommen hatte. Er war Mitglied in Gottscheds Gesellschaft gewesen und war bemüht, an der Leucorea das Studium der Dicht- und Redekunst zu fördern.

Mit Johann Gruber, der 1811 in Wittenberg ordentlicher Professor der historischen Hilfswissenschaften geworden war, hätte die Behandlung der deutschen Literatur an der Leucorea einen Aufschwung nehmen können, denn er bot auch Vorlesungen über neuere Literaturgeschichte an. Er gehörte jedoch zu den Wittenbergern, die 1815/1817 nach Halle gingen, und so kam seine literarische Tätigkeit der Vereinigten Friedrichs-Universität zugute. Er gab Wielands Werke (mit einer Biographie) und Klopstocks Oden heraus, und er arbeitete über den halleischen Schriftsteller August Heinrich Julius Lafontaine, den Hauptvertreter des deutschen empfindsamen Familienromans.

23 Zu den „Deutschen Gesellschaften“ vgl. E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungswesen, Band II (1897), S. 3–34; Carl Diesch, Deutsche Gesellschaften, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Band I, 2. Aufl., Berlin 1956, S. 229–231.

24 Suchier, Gesellschaften, S. 829–844. Dort eine Auflistung der aus der zweiten Gesellschaft hervorgegangenen und in Druck gegebenen Arbeiten (S. 841f.).